



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Mobeka, ein Opfer der Nächstenliebe

Mobeka, ein Opfer der Nächstenliebe (Fortsetzung.)

Auf einmal hörte man schießen. „Die Weißen, die Weißen,“ riefen alle vor Schrecken und Angst. Doch wer dachte jetzt an Verteidigung? Nur die Sklaven waren noch nüchtern. Einige der Betrunkenen griffen nach Lanze und Pfeil, doch es war keine Rettung mehr möglich. Auf Negerboten waren die Weißen mit ihren Soldaten den Seitenarm des Ruki-Stromes heraufgekommen und hatten nun leichtes Spiel. Es gab kein langes Gefecht. Nur wenige Schüsse wurden abgefeuert, denn die meisten Neger flohen in der Dunkelheit in den dichten Wald oder wurden von den Soldaten gebunden und auf die Boote gebracht. Auf das Versprechen des Häuptlings, daß die bestimmte Abgabe entrichtet werde, gab man viele wieder frei, jedoch wurden mehrere der Neger, namentlich der Sklaven, zur Arbeit nach dem nächsten Staatsposten mitgenommen. Und wer war unter den Gefallenen? E l e m b e.

Da ihr Hüttchen nahe am Eingang des Waldes stand, versuchte sie, mit Mobeka zu entfliehen, geriet mitten ins Gefecht und kam ums Leben, während Mobeka von einem Soldaten gefaßt, gebunden und auf das in der Nähe liegende Boot geschleppt wurde. Bittere Tränen rollten dem Mädchen über die Wangen. Der Traum der Mutter war in Erfüllung gegangen. Wo war ihr Geist jetzt? O sie durfte annehmen, daß die Mutter, wenn der Geist wirklich noch fortlebte, weniger zu leiden haben werde, als im Leben, ja vielleicht in einem Lande der Ruhe verweile, denn sie war ja so gut und voll Liebe gewesen, — aber doch liefen die Tränen weiter im Andenken des grausamen Todes der Mutter. Ihr eigenes Los machte ihr nicht viel Sorge. Mehr Elend, als im eignen Dorfe, konnte sie kaum erwarten, zur Arbeit war sie ja einmal da, als geborene Sklavin.

Am andern Morgen fuhren die Weißen mit den Gefangenen ab. Es ging stundenlang mit mühsamem Rudern stromaufwärts, das Wasser machte viele Krümmungen, denn die langen schmalen Boote mußten oft plötzliche Wendungen machen und der Steuer- mann mußte dann seine ganze Kunst versuchen, um nicht im Urwald, durch den sich der Fluß schlängelte, festzufahren. An einzelnen Stellen lag ein wenigstens tausendjähriger, morsch gewordener umgestürzter Baumstamm quer über dem Fließchen, da hieß es einfach auf den Baum zu steigen und an der andern Seite wieder hinab in Boot springen, das unter dem Baum durchgezogen wurde. Undurchdringliches Dickicht war auf beiden Seiten, denn zwischen den hohen Waldbäumen war alles mit kurzem, dornigem Gestrüpp bewachsen und üppige Lianen verbanden die Bäume gegenseitig. Dazwischen erhoben sich die kunstvoll errichteten Bauten der Waldameise.

Diesen Weg hatte Mobeka noch nicht gekannt, denn als Sklavin war sie nicht weiter gekommen, als zu den dicht bei Bolombo liegenden Maniokfeldern. Sie schaute auf. Ob der Weg sie wohl jemals wieder in ihr Heim zurückführen werde? Doch dies war ihr einerlei, sie ließ ja nichts Liebes zurück, weil die Einzige, die sie geliebt, tot war. Nach einigen Stunden kam man an den Ausgang des Waldes und in den Rukifluß, wo das Dampfschiff lag. Dann ging es den Ruki hinunter bis nach Coquilhatville, wo er in den Kongo-Strom mündet. Coquilhatville ist eine ziemlich große Stadt am Äquator mit manchen für das Kongoland recht stattlichen Gebäuden; damals war sie erst im Entstehen begriffen, und man suchte viel Arbeitsvolk, die Männer zum Bauen der Häuser, die Frauen und Mädchen, um die rings herum liegenden Felder zu bebauen und die breiten, neu angelegten Wege sauber zu halten. Für die Arbeiter waren Baracken errichtet, lange Hallen mit einem Palmdach, welches auf starken Holzpfählern ruhte. Einige dieser Notwohnungen wurden als Küchen benutzt, man sah darum Holzfeuerchen lustig emporflackern, auf denen ein schwarzer irdener Kochtopf stand, andere dienten als Schlafraum, diese hatten eine Hinterwand, an welcher die einzelnen Bambusbetten befestigt waren. Die Betten enthielten meist eine Wolldecke und ein Stück Holz, welches als Kopfkissen diente, und waren ringsum von einem Stück Stoff umgeben, um die Muskieten fernzuhalten.

Mobeka erhielt ihr Lager in einem Hause, welches für Frauen und Mädchen bestimmt war. Tag für Tag mußte fleißig gearbeitet werden, ein schwarzer Wächter hatte die Aufsicht. Doch die Arbeit war nicht so übermäßig streng wie in früheren Tagen, und die tägliche Nahrung, Fisch und eine Art Brot, das aus den Wurzeln des Maniokstrauches bereitet war, wurde vom Staat geliefert. Dazu erhielt sie von Zeit zu Zeit ein Stück Stoff, so daß sie sich anständig kleiden konnte. So verging ein Jahr. Mobeka befolgte treu die Mahnung der verstorbenen Mutter und hielt sich rein vom Bösen, allein vom Christentum hatte sie noch nie etwas gehört.

Eines Tages, als wieder ein Schiff in Coquilhatville anlangte, lief alles Volk neugierig hinzu, denn es waren weiße Männer darauf mit einer Kleidung, wie man sie noch nie gesehen im Lande der Neger: langes, weißes Kleid und schwarzes Skapulier. Es waren Patres aus dem Orden der Zisterzienser, welche in dem zwei Stunden von Coquilhatville entfernt liegenden Dorf Bamania eine Mission errichten wollten.

Auch Mobeka stand am Ufer und blickte scheu nach den fremden Männern hin. Der Anblick derselben ergriff sie eigentümlich. Hatte nicht die Mutter im Traum einen Mann im langen weißen Gewand gesehen und hatte dieser nicht gesagt, die Weißen seien gekommen, um dem Lande Segen zu bringen?

Was wollten doch wohl diese Männer hier? Bald sollte sie mehr erfahren, denn allmählich ging's von Mund zu Mund, es seien dieses Diener des großen Geistes und nur gekommen, um den Schwarzen von einem andern Leben, das nach dem Tode beginnt, zu erzählen, von einem Gott, der das Gute belohne und das Böse bestrafe, der auch die Schwarzen in sein Reich, den Himmel, rufe. Gern hätte Mobeka noch mehr gewußt, aber wer konnte ihr mehr sagen? Die Patres waren fort nach Bamania, um dort das Samenkorn zu legen, das in wenigen Jahren zu einem so mächtigen Baum sich entwickeln sollte. Wieder ein Jahr ging vorüber, da landete eines Tages wieder ein Schiff, und noch eiliger als das erste Mal stürzte alles, was laufen konnte, zum Ufer. Vier weiße Frauen waren auf dem Schiff, um den Patres in Bamania beizustehen, waren sie gekommen. Sie trugen rote Kleidung und erregten das größte Staunen des Negervolkes, denn weiße Frauen hatte man hierzulande noch nicht gesehen. Man hielt sie für Wesen aus einer höheren Welt. Es waren die ersten Missionsschwestern vom kostbaren Blut in der damals noch gebräuchlichen Tracht: Roter Habit, schwarzes Skapulier und weißer Schleier. Die Neugierde oder besser Wißbegierde Mobekas wurde immer mehr rege. Was mochten doch in so fremdem Lande die weißen Frauen wollen? Noch einige Wochen und Mobeka vernahm, daß man viele im Kriege mitgenommene Kinder diesen Frauen zur Erziehung übergeben habe, und daß dieselben in liebevollster Weise sich der Armen und Kranken in der Umgegend annähmen. Es schmerzte Mobeka, daß sie nicht einige Jahre jünger war, dann wäre sie gewiß auch dorthin gebracht worden.

Nach und nach verbreitete sich das Christentum auch in der Umgegend. Die Heiden wollten den Gottesdienst der Patres und weißen Frauen sehen und eilten Sonntags zur Kirche nach Bamania, die allerdings in den ersten Jahren nur ein aus Palmblättern geflochtenes Haus war. So ging auch Mobeka an Sonntagen, wenn die Zeit es ihr eben erlaubte, nach Bamania, hörte die heilige Messe und begab sich dann zur Katechese, die von einer Schwester an die aus der Umgegend herbeigekommenen Frauen und Mädchen erteilt wurde. Wäre sie frei gewesen, so hätte sie gebeten, als Arbeiterin auf der Mission leben zu dürfen, aber das Briefchen, das sie vom Staat empfangen hatte bei Antritt ihrer Dienstzeit, lautete auf fünf Jahre, und die waren noch lange nicht vorbei. Da kam der liebe Gott selbst ihrem Verlangen zu Hilfe. Im Kongoland brachen die Pocken aus, besonders an Plätzen, wo viele Neger dicht beisammen wohnten, so auch in Coquilhatville. Großes Elend kam über die schwarze Bevölkerung. Wer sollte sie pflegen? Viele Kranke begaben sich zu Verwandten oder Freunden in der Nähe, andere, die keine Verwandten hatten, wurden von ihren

schwarzen Brüdern aus Furcht vor Ansteckung aus dem Hause gewiesen in die Wildnis, wie es jetzt noch immer von den Negern geschieht. So erging es auch Mobeka, sobald man an ihr die Krankheit bemerkte. Keiner wollte sie aufnehmen.

Die Patres von Bamania gingen häufig nach Coquilhatville, um die Kranken aufzusuchen und die Sterbenden zu taufen. Sie hatten in Bamania, im Walde, zehn Minuten von der Station entfernt, ein Palmenhaus errichtet, falls die Seuche auch dort ausbrechen sollte, es waren schon einzelne Angesteckte aus der Nähe nach dort gebracht worden. Aber wer hätte alle die Kranken der Umgegend herbeiholen können? Die Neger weigerten sich, dieselben zu tragen, da sie große Furcht vor dieser tödlichen Krankheit haben.

Mobeka lag im Walde ohne jegliche Hilfe. Das Fieber verzehrte sie, aber keiner war, der ihr einen Schluck Wasser gebracht hätte. Abends, wenn es dunkelte, kroch sie auf Händen und Füßen aus der Wildnis zu den benachbarten Negerhütten und wartete den Augenblick ab, wo sie eine der Hütten leer glaubte, um nach Wasser zu suchen, um ihren glühenden Durst zu löschen.

In dieser großen Not war sie mit ihren Gedanken nur bei den weißen Frauen in Bamania. O, niemand würde sie jetzt vermissen! Wäre nur der Weg nicht so weit gewesen! Sie nahm sich vor, sobald die Krankheit sich zum Besseren wenden und sie etwas Kraft verspüren würde, all ihre Kräfte aufzubieten, um Bamania zu erreichen. Endlich legte sich das Fieber. Mobeka konnte wieder etwas Nahrung zu sich nehmen; aber was war es, das ihr zur Speise diente? Überbleibsel von Maniokwurzeln, die sie abends in der Nähe der Hütten fand, oder etwas Mais, den sie sich vom nächsten Felde holte. Langsam kamen die Kräfte soweit zurück, daß sie es wagen durfte, den zwei Stunden weiten Weg nach Bamania zu machen. Allerdings gebrauchte sie fast einen ganzen Tag, bis sie endlich die Station erreichte. Todmüde langte sie am Abend an, blieb in einiger Entfernung vom Kloster stehen und bat eines der vorbeigehenden Mädchen, einer Schwester zu melden, daß eine Kranke sie zu sprechen wünsche. Die Schwester kam herbei, und Mobeka erzählte nun ihre ganze Not und das äußerste Elend, in dem sie gewesen; dringend bat sie, nicht wieder weggesendet zu werden, irgendein Winkelchen, wo sie sich aufhalten könne, wäre ihr gut genug, bis sie ganz genesen sei. Gerne wolle sie all ihre Kräfte der Mission weihen. Die Schwester sprach ihr liebevoll tröstend zu und nahm sie dann mit in das Krankenhaus für Pockenleidende; denn bei den Kindern durfte sie noch nicht untergebracht werden, da diese Krankheit im letzten Stadium die größte Ansteckungsgefahr in sich birgt. Mobeka blieb noch wohl 14 Tage im Krankenhaus. Hier hörte sie die Grund-

wahrheiten des Christentums erklären; und was sie in den Katechesen am Sonntag, denen sie höchst selten hatte beiwohnen können, nicht verstanden hatte, wurde ihr jetzt deutlich. Es kam ja zuweilen vor, daß die Priester einem Kranken die Nottaufe erteilten, und dann wurden immer wieder die Hauptwahrheiten von dem unendlich gütigen Gott und seinem Sohne, der für uns am Kreuze starb und dessen Blut die Seele in der Taufe wäscht, wiederholt. Da erinnerte sie sich denn wieder lebhaft ihrer verstorbenen Mutter, und unaufhörlich verfolgte sie der Gedanke: „Aber wo mag die Mutter sein? Ihre Seele ist nicht gewaschen durch die Taufe; konnte sie nun doch in den Himmel kommen, wovon die weißen Priester erzählten?“ Eines Tages wagte sie es ganz schüchtern, dem Vater von ihrer Mutter zu erzählen, wie sie immer so gut gewesen sei, welche Ermahnungen sie Mobeka zuletzt gegeben habe und wie sie kurz vor ihrem Tode einen so merkwürdigen Traum gehabt habe. Tiefaufatmend fragte sie dann: „Was meinst du, Vater, wo wird meine Mutter sich jetzt befinden?“ — O, welche Wonne durchströmte ihr Herz, als der Vater ihr versicherte: „Fürchte nichts, Mobeka; der gute Gott nimmt den Willen für die Tat an. Schau, deine Mutter hätte sich ja taufen lassen, wenn nur ein Priester da gewesen wäre; nein, wenn sie so brav gelebt hat, ist sie nicht verloren, sondern bei Gott im Himmel, wo du sie einst wiederfinden wirst.“ (Fortsetzung folgt.)

K

Lustige Effe!

Ein englischer Geschäftsmann war bei einem chinesischen Mandarin in Hongkong zum Essen eingeladen. Verschiedene Gerichte erschienen an der Tafel, u. a. ein Braten, der ihm ausgezeichnet schmeckte. Plötzlich erinnerte er sich, daß die Chinesen auch Katzen essen und daß er vielleicht sich soeben daran gut getan hat. Er wollte es wissen. Der Mandarin verstand jedoch kein Wort englisch, und darum zeigte der Engländer auf die Schüssel und sagte fragend: „miau, miau?“ Der Mandarin schüttelte den Kopf und antwortete: „wau, wau!“

Doktor zum Patient: „Hm, hm, Sie gefallen mir gar nicht.“

Bauer: „Was? Dann suchen Sie sich einen schöneren Patienten.“

Kastellan läßt einen Besucher das Schloß sehen: „Das hier ist die Büchse für das Trinkgeld; sie ist aus dem 18. Jahrhundert, wird aber auch heute noch gebraucht.“

Ein alter Herr hatte auf seinem Feld eine Tafel anbringen lassen mit der Aufschrift: „Dieses Feld schenke ich demjenigen, der zufrieden ist.“

Bald erscheint ein Liebhaber.

„Guter Freund, sind Sie ein zufriedener Mensch?“ fragte ihn der alte Herr.

„Gewiß, ich bin sehr zufrieden.“

„Warum wollen Sie denn dann mein Feld haben?“

Schwester: „Daizie, wo ist denn heute Dein Bruder schon wieder, warum kommt er nicht zur Schule?“

Daizie zur Schwester: „Schwester, der kann heute nicht kommen, der hat seine Hose verloren.“